

**Die Pröpstin  
Dr. Christina-Maria Bammel**

*Es gilt das gesprochene Wort!*

**Predigt am Volkstrauertag im Lazarus-Saal der St. Markus-Kirchengemeinde Berlin-Friedrichshain**

**Sonntag, 15. November 2020**

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da war und kommt und ist.

Liebe Geschwister, „sag mir wo die Blumen sind, wo sind sie geblieben, sag mir, wo die Blumen sind, was ist gescheh`n...“ – „Where have all the flowers gone“ ... Pete Seeger hatte das Lied geschrieben. Der letzte Krieg lag gerade mal ein Jahrzehnt zurück. Sag mir wo die Blumen sind... vergangen.... sag mir wo die Mädchen sind... verwelkt ... sag mir wo die Männer sind... zogen fort, der Krieg beginnt... Das ganze Lied - eine Hiobsbotschaft. Vergangenes Leben, abgerissen, fortgezogen, in den Krieg gestoßen, nicht wieder gekommen. Wohin all die Blumen? Eine Frage gesungen und um die Welt geschickt.

Sag mir wo die Blumen sind... Wie eine Blume kommen wir Menschenkinder hervor, blühen, verwelken, werden abgerissen oder knicken weg und sterben ab. Der Mensch – wie eine Blume kommt er hervor und verwelkt...Ein fliehender Schatten. Hiob kann sich gar nicht genug darüber beschweren. Wenn man wenigstens ein *Baum* wäre, klagt Hiob wenig später. Beim Baum ist es so, dass aus der toten Rinde noch Neues sprossen könnte. Triebe aus dem Tod. Meint Hiob. Alt also wie ein Baum möchte ich werden, und dann neu treiben, viel lieber als die Blume, die verwelkt, und niemand kennt mehr ihren Ort. Unser Leben ist blumengleich, sag mir, *wozu* die Blumen dann blüh`n, wenn sie ohnehin alle vergeh`n...? Hiob hört einfach nicht auf zu klagen, zu fragen. Warum nur werden wir mit dieser Wucht an die Grenze geschleudert und in den Tod gelegt, um noch nicht einmal je wieder zu kommen?

Sag mir wo die Männer sind... zogen fort, der Krieg beginnt... mit Blumen am Revers ... zu Weihnachten ist alles vorbei, dann sind wir wieder zu Hause... sagten und sangen sie, winkten und lachten... Meine Großmutter, Jahrgang 1914, hat nur in wenigen Momenten davon erzählt. Auch sie wusste ja nur von Erzählungen ihrer Mutter. Denn meine Großmutter war da gerade geboren. Immer wieder dieses Bild in Erinnerung: Die eigene Mutter mit ihr, dem Säugling in der Tür der kleinen Bäckerei. Die hatte sich das frisch verheiratete Paar gerade aufgebaut. Wie sie ihren Mann verabschiedet hatte, den frisch verheirateten, blutjungen Vater. Der nie wiederkam, weder zu Weihnachten noch sonst. Sag mir wo die Männer sind... Keine Antworten zu haben, das war für die junge Witwe furchtbar. Keinen Sinn in all dem finden können. Erst wenige Jahre vor ihrem Tod erzählte meine Großmutter mir ein einziges Mal, dass es nach dem Krieg einen Besuch im Haus ihrer Mutter gegeben hätte. Vom Krieg gezeichnet und versehrt hatte plötzlich ein Mann in der Tür gestanden, mit seinem hiobsartigen Bericht: Ja, sie wären Kameraden gewesen, er und ihr geliebter Ehemann, ja - nebeneinander hätten sie gestanden als er gefallen sei, ja - es wäre ein qualvoller Tod gewesen. Nicht mitanzusehen. Die Sanitäter waren zu spät und hilflos. Ein einziger großer Fluch sei es gewesen; verzweifelt, verroht. Und während meine Großmutter erzählte von diesem Kameradenbesuch im Haus ihrer Mutter, da sah ich sie selbst als hilfloses Mädchen daneben stehen. Bloß nicht irre werden an der Botschaft direkt vom Tatort des Grauens auf den französischen Feldern. Ich sehe die Tränen über das runzlig gewordene Gesicht des kleinen Mädchens von damals laufen. Sag mir wo die Mädchen sind, wie sie weiterlebten mit dem Schmerz der Hiobsbotschaft. Das kleine Mädchen von damals wurde eine Frau,

verliebte und verheiratete sich. Da zogen wieder Nagelstiefel durchs Land. Der zweite Weltkrieg machte sie zur Witwe. Sag mir wo die Hoffnung geht, wo ist sie geblieben...?

Der heutige Novembersonntag gibt dieser Frage Raum. Gemeinsam trauern. Volkstrauertag. Schrecken des Krieges. Die Spur legt sich bis in diese Gemeinde hinein, in diesen Raum hinein, Schrecken des Krieges – Spuren davon tief berührend ausgedrückt von dem Künstler Helmut Bosch. Tatorte einer mit sich selbst überkreuz liegenden Welt. Tatorte, die namenlose Trauer freisetzen. Und diese entsetzliche Schuld und Scham. Trauer über die Schmerz-und-Todes-Wellen. Soll man dagegen „anfluchen“? Oder sich treiben lassen? Es ist die Hiobsfrage. Hiob kriecht in sich selbst, kein Freund kann ihn trösten. Hiob redet sich in tiefe Bitterkeit: Nichts besteht, nichts bleibt. Schau doch weg Gott. Wenn du zulässt, dass Menschen aufblühen wie Blumen, Wozu – um zu verwelken. Oder schlimmer noch: Um vor der Zeit ausgerissen zu werden? Gott gibt und nimmt nach Belieben. Was für eine Willkür.

Warum ist Hiobs Botschaft von der verwelkenden Blume, vom fliehenden Schatten, in die Bibel gelangt, in das Buch des Lebens, der Hoffnung? Gott sei Dank ist sie das. Weil sich Hiob querstellt mit seiner Klage. „**Du machst die Hoffnung der Menschen zunichte**“ wirft Hiob Gott vor. Wird er gehört von Gott? Hatte dieser Gott nicht zugesagt, das Böse zu bestrafen und das Gute zu belohnen? Hört er und sieht er dann, dass Schuldlose kaum vor Zugriff geschützt sind und die Verbrecher noch immer laufen gelassen werden? (nach Huub Osterhuis)

Gott sei Dank hat Hiob Platz, viel Platz mit seiner Klage in der Heiligen Schrift. Seine Klage ist uns heilig. Hiob wird uns heilig, denn auf heilsame Weise wird er uns zum Lehrer des Schmerzes. Ein Gott, der das Böse bestraft und das Gute belohnt, sichtbar vor unser aller Augen. Wir sehnen uns so sehr danach wie der Tagelöhner sich sehnt nach seinem Abendlohn, wenn er geschuftet hat einen ganzen Tag lang. Aber wir bleiben hungrig mit dieser Sehnsucht - so wie auch der Tagelöhner letztlich arm und hungrig bleibt, klagt Hiob.

Es mag paradox klingen, aber ich höre Hiob mahnen: Wenn du Gott darauf festlegst, keinen Verbrecher in Freiheit laufen zu lassen, dann wird dich dieser Gott enttäuschen. Er ist die Vorstellung deines Kopfes. Gott lässt sich weder reduzieren auf das eine, die eins-zu-eins-Bezahlung, noch auf das andere, die göttlich-dunkle Ohnmacht angesichts des Leides. Gott lässt sich nicht einhegen auf unsere Wege der Gerechtigkeit, auf unsere Weise, enttäuscht von ihm zu sein. Von Menschen erfunden dieser Gott, der unseren Gerechtigkeitsmaßstäben dient und dabei doch wieder nur enttäuschen kann. Diesen Gott gibt es nicht, außer in unserem begrenzten Wissen. Diese Annahme eines Gottes, der den Ausgleich nach unserem Wollen und Wissen vornimmt, diese Annahme setzt dich aufs Trockne.

Ach, wie wenig wissen wir. Wie klein ist das Land des Wissens, auf dem wir uns bewegen. Hungrig bleiben wir und fremd ist uns das Land jenseits unserer kleinen Wissensgrenzen. Es sind deine Grenzen, Hiob und du zeigst uns den Schmerz angesichts dessen, was einen daran irre macht. Du bist da nicht ausgenommen, darum ist es gut, dass du den Platz hältst in der heiligen Schrift. Denn damit hältst du uns den Spiegel unserer Bitterkeit vor. Finden wir gemeinsam noch etwas Besseres? Etwas Besseres als über die toten Knospen, die vergangene Blumen, das ausgerissene Leben, die verlassenen Mädchen und getöteten Männer zu verzweifeln? Das Bessere beginnt mit dem Ende einer Illusion. Es ist die Illusion, dass das Leid irgendeinen Sinn hätte. Kein Leid hat in sich Sinn. Das Böse, die Gewalt, die Millionen Tode, Wunden, Narben, Kriege und – ja auch - Katastrophen wie die jetzige im November 2020 - sie tragen keinen Sinn in sich. Sie sind sinnlos, richtungslos - darum Blickwechsel.

Umgeben von Tatort-Bildern hier im Raum geht der Blick noch einmal zurück auf die Tatorte, die uns in den Knochen der Erinnerung stecken. Nordfrankreich etwa. Die ersten Blumen, die damals - einen Frühling später - auf den entsetzlichen Schlachtfeldern aus dem Boden schossen, waren blutrot leuchtende Gewächse. Klatschmohn, schnell vergänglich, aber leuchtend für Augenblicke der Ewigkeit. Roter Mohn – im Lateinischen genannt nach dem griechischen Gott Morpheus, der in der Welt der Träume lebte, in Nacht und Dunkelheit geboren. Sein Vater Hypnos, Herrscher über den Schlaf. Roter Mohn - Pflanze des Schlafes, der Träume und des Todes. Das daraus

gewonnene Opium hatte noch zuvor gegen die Schmerzen der Sterbenden helfen sollen. Roter Mohn soweit das Auge reicht, auch heute noch. Aber nicht mehr als Schmerzbetäuber oder Traumzauber, nicht als Opiat an den Tatorten dieser Welt, sondern zum Hinsehen und Staunen. Wie Blut dieses Rot, wie in unseren Adern, das Leben pulsierend. Das Leben gegeben in Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Und siehe, das Kreuz wird zum Baum, zum Lebensbaum.

Ein Versprechen, das leuchtet wie roter Klatschmohn. Durch den Tod hindurch. An keinem Tatort, in keiner menschengemachten oder über uns kommenden Katastrophe werden wir je Sinn finden. Klatschmohn vielleicht, den werden wir sehen, auf den Schlachtfeldern der Gewalt hält er die Leuchtfarben des Lebens. Wir wissen wenig, nur, dass „Nichts bleibt, kein Ring, kein Gold, kein Leid.“<sup>1</sup>

Hiob hält das mit uns zusammen aus und gibt uns den Raum, gibt uns die Zeit inne- und einzuhalten, Lebenszeit. Um noch einmal hinzusehen und das Unmögliche für möglich halten, dass Gott etwas Besseres als den Tod für uns allemal gefunden hat, ein für alle mal. Und siehe wir leben.

Der Friede Gottes, der uns dieses Leben ermöglicht bewahre euch Herz und Sinne in Jesus Christus.

---

<sup>1</sup> Aus „Zeit zu leben“ Titelsongtext des Liedermachers Klaus Hoffmann 1991